

Wallstein

Kai Weyand

Schiefer  
eröffnet  
spanisch

Roman

Kai Weyand  
Schiefer eröffnet spanisch



Kai Weyand  
Schiefer eröffnet spanisch  
*Roman*



WALLSTEIN VERLAG



Ich starrte auf das Brett und sah, dass meine beiden Läufer von Schiefers Pferden bedroht wurden, dass sein Turm auf meine Dame zielte und dass zwei seiner noch zahlreich vertretenen Bauern eine realistische Chance besaßen, zu meiner Grundlinie vorzustoßen. Es gab keinen Zweifel, dass er mich in wenigen Zügen schachmatt gesetzt haben würde. Trotzdem sagte Schiefer: Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht.

Ich beschloss, seine Bemerkung zu ignorieren, so zu tun, als hätte ich sie nicht gehört. Bloß nicht provozieren lassen, dachte ich. Dennoch fragte ich mich, welchen Fehler Schiefer begangen haben könnte. Wenn ich ihn jetzt angucke, um in seinem Gesicht nach Anzeichen zu suchen, würde er meine Unsicherheit bemerken, spüren, dass ich den Fehler noch nicht bemerkt hätte, sich zurücklehnen und leicht lächelnd sagen: Na ja, vielleicht auch nicht. Also vermied ich den Blickkontakt und nickte vor mich hin, als wüsste ich längst Bescheid und überlegte, welcher Zug am besten geeignet wäre, seinen Fehler zu bestrafen.

Ich bin mir nicht mehr sicher, was richtig oder falsch ist, sagte Schiefer plötzlich. Seine Stimme klang resigniert, so als wollte er, dass ich nachfrage, seinen falschen Zug analysierte, ihm eine Alternative aufzeigte. Oder wollte er mich nur provozieren, sich über meine Unfähigkeit, das Spiel offen zu gestalten, amüsieren? Ich überlegte, ebenso provokant zu reagieren, zu sagen, dass ich ihn schon besser habe spielen sehen, mittelmäßig sei das Spiel, das er hier zeige. Mehr aus Scherz denn im Ernst bot ich ihm ein Remis an.

Stillschweigend schob Schiefer seine Figuren zu einem Haufen zusammen, nahm die neben dem Brett auf dem Tisch liegenden dazu und baute sie in der Ausgangsstellung wieder auf. Ich schaute ihn an, aber er reagierte nicht. Gedankenverloren nahm er in jede Hand einen Läufer und haute sie immer wieder aneinander, als müssten sie einen Crash-Test bestehen. Als wünschte er, auf diese Art einen Sieger zwischen den beiden Figuren zu ermitteln.

Gestern habe ich ein Telefongespräch geführt, sagte er unvermittelt und stellte die beiden Figuren zurück aufs Brett. Er schüttelte den Kopf. Eigenartig war das. Grotesk. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, zu behaupten, das Gespräch *geführt* zu haben, oder ob es nicht vielmehr so war, dass es mich geführt hat.

Wahrscheinlich war das Wort *beunruhigend* treffender für das Telefonat, dachte ich. Seit ich mich mit Schiefer traf, hatte er noch nie ein Schachspiel aufgegeben. Selbst wenn ich durch Züge, die ich so aufs Geratewohl machte, ein strategisches Übergewicht herstellen konnte, wusste Schiefer, dass in irgendeinem Bauern noch eine Karpowsche Finesse lauerte, mit der er das Spiel drehen könnte. Bisher hatte er sie noch immer gefunden, selbst wenn er dafür eine weitere Flasche Bordeaux leeren musste. Das Telefonat musste ihm schwer im Magen liegen, dass er dieses Spiel so einfach aufgegeben hatte. Schiefer wollte gewinnen.

Du hast also einen seltsamen Anruf erhalten?, fragte ich. Auf deine Anzeige hin?

Schiefer nickte. Der Einzige, der sich gemeldet hat.

Schiefer konnte sich seine Wohnung nicht mehr leisten und stand vor der Wahl, unterzuvermieten

oder umzuziehen. Tage hatte er an der Anzeige gefeilt, keine Lösung gefunden und mich schließlich um Rat gefragt. Er sei unsicher, es gebe heute so eine Bedeutungsvielfalt, alles sei Auslegungssache und Wörter verstehe jeder nur noch so, wie es ihm in den Kram passe. Ihm seien im Lauf der Jahre so oft die Wörter im Mund verdreht worden, dass er fürchte, ein Missverständnis zu provozieren. Wenn er schreibe, er suche einen ehrlichen Mitbewohner, frage er sich, ob das Wort *ehrlich* geeignet sei, das Zusammenleben, das er sich wünsche, treffend zu charakterisieren. Er befürchte, dass das Wort zu sehr in einem sexuellen Kontext verstanden werde und der Anzeigentext damit den Geruch einer Kontaktanzeige bekäme. Er wolle da in kein falsches Licht geraten. Wenn er aber *interessant* schreibe, fürchte er damit gepiercte Freaks anzusprechen, die sich über Tätowierungen austauschen wollen, und bei dem Wort *unterhaltsam* glaube man vielleicht, dass er sich gerne Lebensgeschichten anhöre. Einen halbwegs normalen Menschen wolle er, wenn ich verstünde.

Ich empfahl ihm, einen *freundlichen* Mitbewohner zu suchen.

Ich glaubte, Schiefer würde es guttun, wenn er wieder mit jemandem zusammen wohnte. Er hatte schon jetzt Züge eines seltsamen Kauzes und ich fürchtete, wenn sich nicht bald etwas an seinem Zustand änderte, würde er vollständig mutieren.

Er kam fast täglich zu mir. Wir saßen auf dem Sofa, spielten Schach, tranken Wein, hörten Musik, aber nach zwei Flaschen Bordeaux fragte ich mich, ob ich mich an meinem Leben nicht versündigte.



Schiefer hätte mir wahrscheinlich widersprochen oder achselzuckend ein weiteres Glas eingeschenkt. Er widersprach gerne. Aus Prinzip, wie ich manchmal vermutete. Wenn ich sagte: die spanische Eröffnung ist leidenschaftlich und feurig wie eine Paella, sagte er, die ist fad wie eine marokkanische Tortilla. Wenn ich sagte, der größte Schachspieler aller Zeiten ist Garri Kasparow, schüttelte er den Kopf und sagte, Bobby Fischer sei ein Hecht, Kasparow höchstens eine Forelle, wenn nicht gar nur ein Hering. Wenn ich sagte, am Wochenende wird gutes Wetter, konnte ich mich darauf verlassen, dass er sagte, nein, das Wetter wird schlecht. Waren dann nur ein paar Wolken am Himmel, sagte er: Siehst du, was habe ich gesagt. Wenn ich dann erwiderte: Nur ein paar Wolken, ansonsten ist der Himmel blau, sagte er, das sind Kumuluswolken, und Kumuluswolken sind Regenwolken.

Also hatte ich ihm erst mal von einer Anzeige abgeraten, gesagt, so ein Zusammenleben zu zweit in einer Wohnung, das sei schwierig, auf Dauer gebe das nur Scherereien, ein Blick in die Tierwelt reiche, um zu sehen, dass man nur im Rudel zusammen sein könne, aber für ein Rudel sei die Wohnung definitiv zu klein, er solle sich deshalb lieber nach einer kleineren und billigeren Wohnung umsehen.

Schiefer sagte nur: Zusammenleben mit einer Frau sei schwierig, aber er suche ja nach einem Mann. Die Anzeige gab er auf.

Das Gespräch lief von Anfang an merkwürdig, sagte Schiefer, nahm ein Pferd vom Brett und ließ es durch seine Finger gleiten.

Ich weiß nicht, warum, aber mich beschlich ein mulmiges Gefühl, als am Telefon jemand sagte, er rufe wegen des Zimmers an. Spontan sagte ich, dass das Zimmer im Grunde schon vergeben ist. Ich dachte, eine klare Aussage getroffen zu haben, hoffte, dass der Andere sich nun verabschieden würde, aber der hat einfach geschwiegen. Geatmet, aber nichts gesagt. Kannst du dir vorstellen, wie so etwas den Puls in die Höhe treibt?, fragte mich Schiefer empört. Wütend schmiss er das Pferd auf das Brett, wo es mehrere Bauern umkegelte.

Erzähl weiter, bat ich ihn.

Schließlich sagte ich, dass es folglich keinen Sinn ergebe, sich herzubemühen, eigentlich sei es vergebliche Mühe. Aber der am anderen Ende der Leitung war hartnäckig. Der sagte: *im Grunde* und *eigentlich* seien keine Wörter, die etwas zementierten, im Gegenteil, sie seien uneindeutig, relativierend, Zeugnis einer Unsicherheit, ein Signal, dass das Rennen noch offen sei. Ich solle ihm doch die Chance geben, sich für das Zimmer empfehlen zu können. Ob man es nicht auf ein Treffen ankommen lassen wolle. Eine Mühe sei es für ihn keinesfalls, herzukommen, und wenn doch, so sei es keine, die er nicht gerne in Kauf zu nehmen bereit wäre, selbst wenn sich hinterher erweisen sollte, dass sie vergeblich gewesen sei.

Schiefer hielt mir kopfschüttelnd sein Glas entgegen und wartete darauf, dass ich ihm Rotwein nachschenkte.

Wer redet so?, fragte er mich.

Du manchmal, sagte ich und füllte sein Glas.

Aber nicht nüchtern, entgegnete Schiefer. Geschliffen wie ein Messer redete der, fuhr er fort, ohne

ein Ähm oder Öh, als sage er solche Sätze jeden Tag. Kannst du dir vorstellen, wie unterlegen und verwirrt ich mich fühlte?, fragte Schiefer.

Ein Gefühl wie beim Schäfermatt, sagte ich. Wie ging es aus?

Ich sagte, er kann sich das Zimmer gerne angucken.

Beide tranken wir unsere Gläser mit einem Zug leer. Ich aus Erleichterung, Schiefer aus Fassungslosigkeit über seine Niederlage.

Dann aber, fuhr Schiefer plötzlich fort, merkte ich, dass ich meine Adresse noch nicht genannt hatte, dass also noch nichts beschlossen war. Ich entschied mich, zu sagen, dass alles doch ein Missverständnis gewesen sei, und den Hörer aufzulegen. Aber da sagte der Mann plötzlich, übrigens heiÙe er Theo Mal.

Mal wie Minus, Mal wie Maler oder Mal wie Malheur, fragte ich und lachte, so erleichtert war ich. Ob da nicht noch etwas fehle bei dem Namen, fragte ich. Ich wollte zeigen, dass ich einen Spaß verstehe, einem guten Humor nicht abgeneigt sei. Aber dann fiel mir auf, dass der andere nicht mitlachte. Mal wie manchmal, sagte er, machen sich kleingeistige Menschen über Namen lustig, obwohl kein Name einer Zimmerbewerbung im Wege stehen sollte, es sei denn, der Vermieter sei ein Namenskonventionalist. Ich kam mir vor, als hätte ich einen Witz über Behinderte gerissen, sagte Schiefer. Natürlich beteuerte ich sofort, dass der Name kein Hindernis sei, auf jeden Fall solle er kommen.

Das heiÙt, er kommt?, fragte ich.

Freitag, halb elf, sagte Schiefer und lieÙ sich er-

schöpft ins Sofa fallen, als fühle er sich schon im Vorhinein von der kommenden Begegnung erschlagen.

Das ist in drei Tagen, sagte ich. Vermassel's nicht, Schiefer.

\*

Mit einem batteriebetriebenen Schachcomputer hatte ich im *Schmalen Wurf* gesessen. Ich hatte das Schachspielen angefangen, weil es das strategische Denken fördert. Als Detektiv muss man strategisch arbeiten, mögliche Eventualitäten voraussehen und in seine Strategie miteinbeziehen, jeder Schritt muss mit Bedacht gewählt und genau geplant sein. Überlegtes, zielorientiertes Handeln ist Grundlage eines Ermittlungserfolgs. Dennoch gerät man immer wieder in Situationen, in denen man in Sekundenschnelle eine Entscheidung treffen muss. Situationen, in denen man nur auf seine Intuition vertrauen kann, ohne zu wissen, ob sich die Entscheidung als richtig erweisen wird.

In so eine Situation kam ich, als ein Mann an meinem Tisch plötzlich stehen blieb. Ich warf ihm einen kurzen Blick zu, aber da sein Erscheinungsbild darauf schließen ließ, dass er mich um Geld anbetteln wollte, richtete ich meinen Blick sofort wieder auf das Schachbrett, legte meine Stirn in Falten und versuchte eine so abweisende Haltung einzunehmen, dass der Mann es für aussichtslos hielt, hier etwas zu bekommen.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass der Mann sich von meiner Haltung nicht beeindruckt

zeigte. Im Gegenteil: Er beugte sich nach vorne mit schräg gestelltem Kopf, wie ein neugieriger Vogel, immer weiter, bis er schließlich das Schachbrett mit- samt seiner LCD-Anzeige gänzlich in den Schatten brachte.

Hatte ich mich für die Strategie des Ignorierens entschieden, so entschied er sich für eine Art hart- näckige Präsenz.

Spielen Sie eine Partie gegen mich, sagte er plötz- lich. Ich war mir nicht sicher, ob das eine Frage oder eine Aufforderung war.

Der Mann trug ein grünes Hemd, das zur Hälfte aufgeknöpft war und aus der Hose hing, darunter ein schwarzes T-Shirt, auf dem lodernde Flammen zu sehen waren. Die Jeans schlabberte um seine Hüften und seine Haare machten einen ungewaschenen, fettigen Eindruck. Sein Gesicht war unrasiert, aber nicht so, dass man hätte sagen können, er sehe ver- wegen aus, eher wirkte er nachlässig, uninteressiert an seinem eigenen Erscheinungsbild. Seine Augen waren blass und müde. Er machte nicht den Ein- druck, als sei er obdachlos, seine Kleider waren nicht abgerissen, es kam mir eher so vor, als hätte er sie wahllos miteinander kombiniert und ohne Bedacht angezogen.

Ich war mir nicht sicher, ob die Unachtsamkeit seinem Äußeren gegenüber auch die psychische Ver- fassung des Mannes widerspiegelte. Sein Beugen über den Tisch war eine eigenartige Mischung aus Zu- rückhaltung und Entschlossenheit, und es fiel mir schwer, es als aufdringlich zu bezeichnen. Und dass er einen Schatten warf, hing nicht nur mit ihm, sondern auch mit der Aufhängung der Lampe zu-

sammen, die man nicht anders als ungeschickt bezeichnen konnte. Dennoch fürchtete ich, dass seine Spielanfrage ein trojanisches Pferd war, dass es ihm in Wahrheit um etwas anderes ging, nämlich darum, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, was seinem Äußeren nach zu urteilen eine enervierend lange und betrübliche Angelegenheit werden würde. Lehnte ich sein Angebot ab, riskierte ich, dass er neben mir stehen blieb und lautstark meine Züge kommentierte. Ich war kein guter Schachspieler. Mit einem Nicken bot ich ihm einen Stuhl an und hoffte, dass er meine wortlose Geste richtig interpretieren würde.

Seine Hände zitterten leicht, wenn er die Figuren bewegte, und wenn er eine auf ein neues Feld schob, hielt er sie noch eine Weile fest, kipelte sie hin und her, bis er sie schließlich losließ und damit den Zug gültig machte. Als wollte er auf keinen Fall einen Fehler machen. Dabei machte er keinen einzigen, zumindest keinen, den ich erkennen konnte. Wir spielten insgesamt drei Partien, und ich hatte nicht den Hauch einer Chance. Entgegen meinen ersten Befürchtungen schien er an einem Gespräch überhaupt nicht interessiert zu sein. Wir wechselten kaum ein Wort miteinander. Aber im Laufe des zweiten Spiels fing er an, in sehr leisem Ton seine Züge zu kommentieren: warum er meinen Läufer verschonte und stattdessen den Turm auf h<sub>4</sub> setzte, warum er es vorzog, mit einem Bauern auf ein freies Feld zu ziehen, obwohl er ungehindert mein Pferd schlagen konnte. Er sprach so leise, dass ich mich immer weiter über den Tisch beugen musste, um seinen Ausführungen lauschen zu können. Durch das Aufzeigen verschiedener Spielmöglichkeiten und seine

Hinweise auf die möglichen Konsequenzen meiner Züge transferierte der Mann das Spiel auf eine Metaebene, befreite es vom bloßen Sinn des Gewinnens und Verlierens, und schnell kam es mir so vor, als ginge es ihm darum, mich zu einem besseren Spieler zu machen. Das alles in einem so vertraulichen Ton, dass niemand in der Kneipe auf die Idee kommen konnte, hier mache sich einer über den anderen lustig.

Dennoch verstand ich viele seiner Züge erst, als es bereits zu spät war. In einer für mich unangenehmen Geschwindigkeit wurden meine Figuren vom Feld genommen. So dass ich noch während der Partie eine Revanche forderte, was ihn zu der Bemerkung veranlasste: Ein Kämpfer vor dem Herrn sei ich wohl nicht.

Es stellte sich heraus, dass wir den gleichen Nachhauseweg hatten, er sogar schräg gegenüber von mir wohnte. Ich wunderte mich, dass wir uns nie zuvor begegnet waren, schob das aber darauf, dass ich selbst erst vor einem halben Jahr in diese Gegend gezogen war. Zum Abschied gab er mir die Hand und sagte: Schiefer.

Wie schiefer?, fragte ich.

Schiefer, wiederholte er. Mein Name.

Hatte ich ihn zuvor nie wahrgenommen, sah ich ihn nun umso öfter. Die Schnürsenkel offen, ein Hosenbein umgekrempt, das Hemd aus der Hose hängend, lief er schief und gebeugt, als wäre sein Name Programm. Er unternahm keinerlei Anstalten, mich zu grüßen. Ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, den Blick stur auf den Boden geheftet, lief er an mir vorüber. An anderen Tagen schien er